

**Redaktion, Administration, Druckerei:**  
 I., Kolowratring, Fichtegasse Nr. 9-11.  
 Telefonnummern: Redaktion 57365 Serie,  
 Administration 7034. Inserationsabteilung 1058.  
 Prager Redaktion: Vinohrady, Marshall Fochova 71.

**Abonnement für Wien und das Inland:**  
 Monatlich:  
 Zum Abholen: I., Wollzeile 20, Tel. 75445,  
 oder I., Fichtegasse 9-11 ..... K 40.000  
 Zum Abholen in den Traktaten und anderen  
 Wiener Verschleißstellen ..... K 40.000  
 Bei täglicher Postversendung für Wien ..... K 40.000  
 Bei täglich einmaliger Versendung in die  
 Provinz (Nr. 334 der österr. Zeitungsliste) ..... K 40.000  
 Bei täglich zweimaliger Versendung in die  
 Provinz (Nr. 333 der österr. Zeitungsliste) ..... K 40.500

**Abonnement für das Ausland:**  
 Mit Postversendung täglich

Czech.-Slow. Rep. ....	22	24
Ungarn ..... Ung. K.	12,000	12,500
Jugoslawien ..... Dinar	80	83
Deutschland ..... Goldmark	4	—
Polen ..... Polonmark	2,000,000	—
Frankreich ..... Francs	17	—
Italien ..... Lira	20	—
Bulgarien ..... Lewa	120	—
Rumänien ..... Lei	380	—
Alle übrigen Staaten Schw. Fr.	6	—

# Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

**Inseraten-Aannahme**  
 In unseren Bureaus Wien, I., Fichtegasse Nr. 11  
 (Tel. Nr. 1088), I., Wollzeile 20 (Tel. Nr. 75445),  
 I., Schulstrasse 1-3 (Tel. 71380, Kl. Ann.) und bei  
 allen Inseraten-Bureaus des In- und Auslands.  
 Inserationspreise nach aufsteigendem Tarif.

**Kontosparkassenkonten:**

Wien ..... Nr. 26,020	Agram ..... Nr. 40,020
Prag ..... Nr. 26,020	Ljuboch ..... Nr. 20,020
Budapest ..... Nr. 26,020	Sarajevo ..... Nr. 7,020
Warschau ..... Nr. 190,175	

Postcheckkonto Berlin Nr. 122,788.

Konto bei der Schweizerischen Kreditanstalt,  
 Zürich, der Banca Commerciale Triestina, Triest,  
 und der Banca Marmarosa Blank & Co., Bukarest.

**Einzelverkaufspreise:**  
 Morgenblatt an Wochentagen oder  
 Nachmittagsblatt an Montag  
 oder nach zwei Feiertagen ..... K 1,400  
 Sonn- oder Feiertagsblatt ..... K 1,900  
 Abendblatt ..... K 600

Straßenverkauf durch die Kelpertoren der Firma  
 Goldschmidt I., Wollzeile 11.

Abonnements können nur vorbehaltlich einer ent-  
 sprechenden Nachzahlung bei eventuellen Preiser-  
 höhungen entgegengenommen werden.

Für die an Agenten Austräger oder Verschleiss-  
 bezahlten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 21292

Wien, Donnerstag, den 20. Dezember

1923.

Im redaktionellen Teil (Kleine Chronik, Lokalbericht, Theater- und Kunstnachrichten, Economist) enthaltene entgeltliche Mitteilungen sind durch + kenntlich gemacht.

## Sturz des französischen Francs.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Paris, 19. Dezember.

Der Sturz des Francs dauert fort. Das englische Pfund stieg heute an der Pariser Börse auf 83,90, der Dollar auf 12,15½. Man ist auf ein weiteres Fallen des Francs gefasst und erklärt ihn mit einer englisch-amerikanischen Finanzoffensive zum Zwecke der Beseitigung Poincarés.

## Verbleiben des Kronprinzen Paul in Griechenland.

Telegramm unseres Korrespondenten.

London, 19. Dezember.

Kaiser-Bureau meldet aus Athen, daß der König, die Königin, ein Hofmarschall und ein Flügeladjutant, begleitet von einer Ehrenwache von zwölf griechischen Matrosen, an Bord des Schiffes „Daphne“ heute die Reise nach Konstantza angetreten haben. Das Kabinett hat gestattet, daß der Bruder des Königs, Kronprinz Paul, im Lande bleibt. Die Revolutionsführer und das Kabinett haben heute nachmittags im Namen des Volkes und der Offiziere von Heer und Flotte an Venizelos einen Aufruf gerichtet, sofort nach Griechenland zurückzukehren und die Leitung der Regierungsgeschäfte zu übernehmen.

Ein amerikanischer Hilfskreuzer soll von Gibraltar nach Athen beordert worden sein.

## Vorsichtsmaßnahmen gegen Putschversuche in München.

Telegramm unseres Korrespondenten.

München, 19. Dezember.

Mit Rücksicht auf die sich immer mehr verdichtenden Gerüchte über Putschabsichten der Nationalisten haben die Behörden umfangreiche Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Die öffentlichen Gebäude, wie Landtag, Post- und Telegraphenamt sind durch Landespolizei gesichert. Da die Nationalisten den Plan haben sollen, im Anschluß an die heutige Aufführung von „Tosca“ im Nationaltheater einen Putsch durchzuführen, ist diese Aufführung polizeilich untersagt worden. Ebenso wurde eine von der bayerischen Volkspartei geplante parlamentarische Weihnachtsfeier verboten.

## Rücktritt des Beraters der Nationalbank v. Schnyder.

Wien, 19. Dezember.

Der Berater der Oesterreichischen Nationalbank Karl v. Schnyder dürfte, wie verlautet, mit dem 1. Januar 1924 seine Stellung zurücklegen. Herr v. Schnyder ist Vizepräsident der Schweizer Bundesbank und bis zum Ende des heurigen Jahres beurlaubt. Der Schweizer Bundesrat hat aber diesen Urlaub über den 1. Januar hinaus nicht verlängert, so daß Herr v. Schnyder mit dem neuen Jahre nach Bern zurückkehren dürfte. Berater v. Schnyder wird noch einen Bericht über seine Tätigkeit im Jahre 1923 erstatten, den er wahrscheinlich von Bern aus hierher vorlegen dürfte.

Es steht noch nicht fest, ob Herr v. Schnyder einen Nachfolger erhalten wird. Da jedoch von englischer Seite seinerzeit der Wunsch geäußert worden war, daß an die Spitze der Nationalbank ein Ausländer treten solle, dürfte voraussichtlich ein neuer Berater bestellt werden. Generalkommissär Dr. Zimmermann dürfte in dieser Richtung nach seiner Rückkehr aus Paris einen Antrag stellen.

## Chronikbeilage der „Neuen Freien Presse“.

„Das Vermächtnis des alten Hofbuchhalters.“ von Hofrat Konstantin Danhelovskij. Seite 12 und 13.

„Aufsichtskarten aus Florenz.“ von Ernst Goth. Seite 13.

Die 7. Fortsetzung des Romans „Monteton“ von Fritz Heck-Malleczewen. Seite 12.

## Der Schilling.

Die morgige Beratung im Nationalrat.

Wien, 19. Dezember.

Er wird morgen vom Nationalrat beschlossen werden. Der Berichterstatter heißt Odehnal und wir bewundern die Vielseitigkeit dieses Abgeordneten, der nach seiner Karriere als Verkehrsminister, deren schöne Resultate noch in allgemeiner Erinnerung sind, jetzt dem Hause referieren wird über die Einführung einer neuen Münze. Der Berichterstatter über die Valutagesetze des Jahres 1892 hieß Szepanowski. Er war gewiß nicht gerade eine Leuchte der Wissenschaft, aber doch ein Mann mit gründlichen Kenntnissen, voll Fleiß und jedenfalls seiner Aufgabe gewachsen. Kann dasselbe von dem Berichterstatter des Nationalrates, der morgen sprechen wird, behauptet werden; ist der Abgeordnete Odehnal, der ja sonst zu allem möglichen befähigt sein mag, wirklich geeignet, eine so bedeutsame Neuerung vor dem Parlament zu vertreten? Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß der Nationalrat mit vollem Ernste zu beraten gedenkt und nicht etwa den Wunsch hat, nur recht schnell in die Weihnachtsferien zu gehen und im übrigen den Herrgott einen guten Mann sein zu lassen. Wir können nicht umhin, ganz allgemein die Frage zu stellen, ob die Behandlung valutarischer Angelegenheiten in Oesterreich weiterhin in dieser Form geschehen soll wie bisher und ob da nicht grundlegende Änderungen am Platze wären. Wir halten Dr. Kleinböck für einen der besten Finanzminister, die Oesterreich seit langer Zeit gehabt hat. Sein Wille zur Ersparnis, seine Ruhe und Objektivität sichern ihm die Dankbarkeit des Volkes. Dennoch sollte er nicht verkennen, daß die Probleme des Geldwertes so dunkel, so verwickelt und so vieldeutig sind, daß schwerlich ein einziger Mensch die Fähigkeit haben kann, sie gänzlich zu umfassen und nur aus dem eigenen Urteile heraus Entscheidungen zu fällen.

Als in den vierziger Jahren die Bank von England gegründet, die Peelsakte geschaffen und über Metallhaß, Deckung und Notenumlauf beschlossen werden sollte, da wurde von den Ministern, die sicher zu den allerbedeutendsten gehörten, das sogenannte Bullion-Komitee berufen, damit Sachverständige von hohem Range, wie zum Beispiel Lord Overstone oder Tooke, sich äußern könnten. Als nach dem Kriege wiederum die Valutareform zu prüfen war, als der Staat zu erwägen hatte, soll das Pfund auf die Parität zurückgebracht, soll Deflations- oder Expansionspolitik betrieben werden, soll die Umwandelbarkeit von Papier in Gold von neuem zur Geltung kommen, da wurde das Cunliffe-Komitee ernannt, das wiederum eine gründliche Untersuchung vornahm und einen Bericht verfaßte, der als Quelle für alle dient, die sich über britischen Geldwert unterrichten wollen. Auch in Oesterreich war es bekanntlich nicht anders, und Bekerele und Steinbach, Männer mit glänzender Auffassung und bedeutender Autorität, verschmähten dennoch nicht, die große Valutaenquete zu fordern, die alles vereinigte, was Oesterreich an starken

finanziellen Kräften besessen hat. Die Valutafragen sind ja ganz verschieden geartet von allen anderen Schwierigkeiten, die ein Staatsmann zu überwinden hat. Denn sie verlangen die völlige Vereinigung von Theorie und Praxis, von Gelehrsamkeit und Weltkenntnis, die feinste psychologische Durchdringung und zu gleicher Zeit die Tatkraft, die sich allenfalls, wie die Reform des Jahres 1892 gezeigt hat, auch über Aengstlichkeiten hinwegsetzt und frisch und geradeaus dem Instinkte Folge leistet. Dabei war bekanntlich die Lage im Jahre 1892 unendlich leichter und einfacher als heutzutage. Damals war seit Jahren bereits die Inflation beseitigt und es hat sich eigentlich vielmehr darum gehandelt, den Aufstieg der Krone zu beenden, als ihren Sturz zu hindern. Wie mächtig war damals der Staat, wie blühend und friedlich Europa, und trotzdem wurde Monate und Monate gesprochen, ehe die Entscheidung fiel, ehe der letzte Stein gemeißelt wurde an dem Aufbau der Erneuerung des Geldwesens.

Kun wissen wir natürlich, daß der Schilling keine Währungsänderung bedeuten soll. Allein gerade dieser Umstand ist in dem Gesehensnarr nicht vollkommen berücksichtigt. Denn in der Vorlage ist der Lapsus geblieben, — wir finden kein anderes Wort dafür — daß einerseits der Schilling als Scheidemünze bezeichnet wird und daher noch nicht als Währungseinheit, daß aber trotzdem für diese Scheidemünze unbeschränkte Zahlungskraft auch im Privatverkehr gefordert wird. Das ist nun ein Widerspruch im Begriffe, der am besten aus der Tatsache hervorgeht, daß Professor Leris seine grundlegende Abhandlung über die Scheidemünze mit der Definition beginnt: Scheidemünzen sind Münzen, die im Gegenjose zu den Währungsmünzen nur bis zu einem bestimmten Betrage gesetzliche Zahlungskraft besitzen. Die Scheidemünze ist unterwerflich und gerade deswegen ist die Beschränkung der Zahlungskraft in allen Gesetzgebungen durchgeführt worden. Man kann es bei Leris nachlesen, daß beispielsweise sogar das fünfshillingstück in England nur eine Zahlungskraft bis zu vierzig Schilling besessen hat und daß nicht einmal die öffentlichen Kassen verpflichtet waren, höhere Summen in Zahlung zu nehmen. Ebenso ist die Silberscheidemünze in Frankreich im Privatverkehr auf fünfzig Francs in ihrer Zahlungskraft beschränkt. Dasselbe gilt für Rußland und Amerika. Wenn der Finanzminister sagt, daß man es im Publikum nicht verstände, daß das Papiergeld unbeschränkt angenommen werden müsse, das Metall jedoch nicht, so ist hier grundsätzlich zu bemerken, daß die Banknoten bei Zwangskurs Währungsgeld bedeuten, wenn auch milderer Art, daß dies jedoch bei dem Schilling eben nicht der Fall sein soll. Wir glauben daher, daß es gut wäre, wenn man sich nicht über so zwingende Normen hinwegsetzen würde und wenn man nicht durch die unbeschränkte Zahlungskraft dem Schilling eine Eigenschaft verliehe, die nur dem Kurantgeld eignet, und das wollen wir, das können wir doch noch nicht schaffen.

Dazu kommt noch folgendes: Der Schilling wird eine Summe von zehntausend Kronen verkörpern. Das ist eine weitaus höhere Einheit als jene Münzen, die in der Czecho-

Das heutige Morgenblatt enthält:

„Natur- und Völkerkunde“:  
 „Die Ueberwindung der Zuderkrankheit.“  
 von Professor Dr. G. Zuelzer. Seite 19.

## Feuilleton.

Landschaft des Geistes.

Von Hermann Bahr.

Aufgeschreckt durch die Not, noch mehr an seiner inneren Existenz bedroht als an der äußeren, nicht bloß den anderen, sondern vor allem auch sich selber fragwürdig geworden, will der Deutsche jetzt beweisen, was die Welt an ihm hat, was ihr mit ihm verloren wäre. Das ist der Sinn der vielen dicken Bücher, in welchen jetzt über das deutsche Wesen, über den deutschen Geist, über Sinn und geschichtlichen Beruf der deutschen Art verhandelt und die gewaltige Schar unserer Denker von den Meistern der Mystik bis zu Nietzsche, vor allem aber immer wieder der teure Namen Kant aufgeführt wird, für uns zu zeugen; wenn jeder Deutsche, so oft er sich auf Kant beruft, tausend Mark Buße zu zahlen hätte, wäre die Währung in acht Tagen geheilt. Aber wer meint, Geist, sei's von einzelnen, sei's gar den ganzen Völkern oder Zeiten, auszusprechen zu können, überschätzt das Wort. Es ist ein untaugliches Mittel der Mitteilung; es benennt die Dinge, es verständigt uns, wovon die Rede ist, doch darüber etwas auszusagen vermag es nicht. Denn jedes Wort hat in jedem Mund einen anderen Sinn: den des Sprechers. Liebende wissen, daß sie einander am nächsten sind, wenn sie zusammen schweigen; dann verstehen sie sich, aber Wort

stört und entfernt. Darum irrt, wer meint, den Geist eines Volkes aus seiner Literatur ertragen zu können. Literatur ist ein Wortspiel, in dem sich der Geist zuweilen unwillkürlich verraten mag, aber das ihn niemals unmittelbar ausdrückt; Literatur ist niemals direkte Mitteilung, das Geheimnis des Geistes bleibt ihr gewahrt. In den Parabolischen zur Farbenlehre Goethes stehen die drei merkwürdigen Sätze: „Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub, aber das Auge vernimmt und spricht. In ihm spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch. Die Totalität des Innern und Außern wird durchs Auge vollendet.“ Daraus lernen wir auch erst verstehen, warum, solange sie sich noch von gesunden Instinkten lenken lassen, alle jungen Völker, wenn sie sich darstellen und ihr Geheimnis offenbaren wollten, es nicht Worten, sondern Zeichen anvertrauten; sie wußten, daß nur das Bild allein nicht trügen kann, weshalb auch bei sinkender Kraft, wenn ein Volk anfängt, an sich selbst irre zu werden, und Angst kriegt, andere könnten das merken, es vor allem dem Mut zum eigenen Bilde verliert. Es flüchtet dann aus dem bildenden Zeitalter in ein redendes. Völker, die stolz auf sich sein dürfen, bilden sich ab; erst wenn ihnen angst wird, ihr schlechtes Gewissen zu verraten, fangen sie zu reden an. Nur der Grieche war vom Augenschein so beglückt, daß ihm auch das Wort noch im Bilde blieb.

Das Beste an einem guten Buch, hat Speidel einmal gesagt, ist immer der Verfasser. Ebenso kann man sagen, daß das Beste an einer guten Rede immer der Redner bleibt. Aber wer wird behaupten wollen, daß das Beste an einem Gemälde der Maler oder gar an einem Dom der Baumeister sei? Das Wort lenkt immer gleich zur Person ab, das Bild bedient sich der Person zur Sache selbst, zur Ermittlung des Wesens. Das Straßburger Münster sagt uns über Erwin

Slowakei und in Polen eingeführt werden. Die Tschechen prägen mit Nickel, die Polen mit einer Legierung, auch die Italiener nur mit Nickel, Zinn und Zink. Unser Geld jedoch wird äußerlich das Bild des alten Silberguldens erneuern. Die tschechischen Münzen gehen nur bis zu einer Krone, die italienischen bis zu einer oder zwei Lire. Würde der Griff in Oesterreich so hoch hinaufgehen und konnten wir nicht gleichen Schritt halten mit den anderen Staaten? Wir freuen uns herzlich, daß wir endlich wieder Hartgeld in Händen haben werden statt der armseligen und verrufenen Fettel. Aber ist auch erwoogen worden, wie die Psyche der Bevölkerung auf die Abstriche der Nullen reagieren wird? Wie soll das schon zum Gespenst gewordene Teuerungproblem gelöst werden, wenn aus valutaren Gründen neue Antriebe zur Preiserhöhung und Lohnerrhöhung erwachsen können? Noch immer haben zehntausend Kronen ein starkes Aussehen. Noch immer wird beispielsweise ein Trinkgeld von einigen tausend Kronen mit Dank quittiert. Es ist zweifelhaft, ob dies auch dann der Fall sein wird, wenn der Schilling den Standard schaffte und wenn die Bevölkerung sich angewöhnt, von der Summe von zehntausend Kronen auszugehen und alles, was weniger ist, vielleicht als minderwertig, vielleicht als wertlos zu betrachten? Wir sehen jedenfalls, daß in Deutschland, wo die Rentenmark kleine und kleinste Ziffern bringt, die Lebenskosten auf unerhörte Höhe sich befinden, so daß viele Preise und Gehalte beinahe doppelt so hoch erscheinen wie gegenwärtig in Oesterreich. Das Moment der Teuerung darf nicht vergessen werden, denn damit steht und fällt die finanzielle Sanierung. Und noch eines: Wir werden früher oder später zur Goldwährung übergehen. Wie wird sich die neue Goldmünze mit dem Schilling vereinigen lassen? Da die Regierung bisher auf dem unerschütterlichen Standpunkt der Stabilisierung verharrt, muß sie als Goldmünze, als Einheit der Goldwährung ein Vielfaches von vierzehntausend Papierkronen nehmen. Ist es nicht un bequem und rechnerisch schwierig, wenn ein zweifacher Multiplikator vorhanden ist, der Schilling zu zehntausend und die Goldkrone zu vierzehntausend? Der Silberguldener war zwei Kronen wert und schloß sich daher mit vollkommener Leichtigkeit an den Goldstandard, ebenso das Fünftkronenstück. Schilling und Goldkrone beruhen jedoch auf ganz verschiedenen Rechnungsformeln und daher muß bei der endgültigen Beilegung unseres Währungsproblems, vorausgesetzt, daß weiterhin die Stabilisierung als Notwendigkeit betrachtet wird, eine unpedantische Mischung befürwortet werden. So bietet der Gesetzentwurf mannigfachen Stoff zum Nachdenken. Wir nehmen an, daß der Nationalrat sich wie gewöhnlich solchen Vorfragen durch rasche Beschlußfassung entziehen wird. Aber das Gewissen und die Sorge wegen der Zukunft müssen zu Worte kommen. Es wäre uns klüger erschienen, wenn man den Gesetzentwurf genau betrachtet und beraten hätte. Die Wiedereinführung des Hartgeldes, einer Münze, die das Vertrauen befestigt, ist höchst erfreulich. Aber die Einzelheiten bedürfen der Nachprüfung, Valutafragen müssen durch öffentliche Diskussion, durch das Urteil aller Sachverständigen entschieden werden.

**Die entscheidenden Tage von  
Neunzehnhundertvierzehn.  
Der neueste Band der Erinnerungen des  
Feldmarschalls Conrad.**

Wien, 19. Dezember.

Es ist das Buch eines Soldaten. Das muß man festhalten. Und es ist ein Dokumentenwerk, das, in mühevoller Sammelarbeit entstanden, jede Phase der Entwicklung beleuchtet, den Gang beinahe jedes Tages verfolgt; das nun aber durch seinen Inhalt, durch die Person des Autors, durch das ungeschwächte Interesse der allerweitesten Kreise nicht nur in Oesterreich, sondern auch jenseits seiner Grenzen naturgemäß als sensationelle Veröffentlichung wirken und damit seiner eigentlichen Bestimmung entfremdet werden

wird. Denn Feldmarschall Conrad hat vor allem den Wunsch, für den Historiker zu schreiben und eine Art von Generalstabswerk zu schaffen, das die Grundlage künftiger Forschungen sein soll, die Grundlage einer künftigen Darstellung der Rolle Oesterreich-Ungarns und der österreicherisch-ungarischen Armee im großen Krieg. Aber mag er selbst auch an dieses kleine Forum der Geschichtsschreiber denken, sein Werk wird, so umfangreich und so umständlich es durch die tausendfachen Belege und Miteneinschiebungen ist, doch weit darüber hinaus das große Publikum aller jener anziehen, die den letzten bedeutenden Heerführer der nun niedergeborenen Monarchie über die entscheidenden Tage des Weltkrieges erzählen und urteilen hören wollen.

Erzählung und Urteil, beide sind gleich interessant, das Urteil auch dort, wo der Kritiker sich der Randbemerkungen nicht erhalten wird, die Erzählung auch, wo sie über schon mehr oder weniger Bekanntes berichtet. Vieles aber, um es gleich zu sagen, ist in diesem vierten Band der Conrad'schen Memoiren völlig neu und unbekannt, vieles ist vom stärksten Interesse für die Charakteristik der Männer, die Oesterreich-Ungarn damals leiteten, vieles ist von höchster Bedeutung für die Klarstellung der internationalen Vorgänge bei Kriegsausbruch. Und alles, was über die militärischen Ereignisse auf vielen hundert Seiten sich verzeichnet findet, ist von dokumentarischer Bedeutung für den Militär und den Militärgeschichtler. Der neueste Band Conrads („Aus meiner Dienstzeit“, Band 4, mit einem besonderen Akten- und Kartenband, im Nikola-Verlag in Wien) reicht nur bis zum Ende des September 1914, er umfaßt also nicht mehr als bloß die ersten drei Kriegsmomente, den Ausbruch des ungeheueren Ringens. Aber diese drei Monate sind nach Conrads Worten doch zugleich auch schon die Entscheidung. Sie bringen die beiden Schlachten an der Marne und bei Lemberg-Navva-Ruska. Auf die Schlacht an der Marne, erklärt der Feldmarschall, war die Kriegsentscheidung aufgebaut. Ihr Zuziehen hatte Oesterreich-Ungarn mit einer Minderzahl an Kräften den Kampf gegen Rußland angriffsweise aufgenommen, um diesen Feind zu binden, bis in Frankreich die siegreiche Entscheidung gefallen wäre. Wenn die galizischen Operationen bis Mitte September auch nicht mit einem Sieg auf dem Schlachtfelde endeten, so war doch das russische Heer gebannt, der russische Einbruch nach Deutschland hintangehalten und für die Entscheidung auf dem französischen Boden Zeit und Möglichkeit geschaffen. Diese Entscheidung aber fiel zuungunsten Deutschlands aus.

Die erste Hälfte des Buches erzählt die politische Entwicklung seit der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand. Zwei Fragen interessieren uns hier am meisten: Was erfahren wir aus dem neuen Band über die Rolle, die Conrad selbst in diesen Wochen der großen Entscheidung, der Spannung und der Aufregung gespielt hat? Und was erfahren wir aus ihm über die Rolle der anderen, über die Momente, die den Gang der Geschicke beeinflusst haben? Der Marschall hatte sich zwei Tage vor der Ermordung Franz Ferdinands von diesem getrennt. In Kroatien erreichte ihn die Nachricht vom Attentat. So oft auch er mit dem Thronfolger Kontrouversen und erufte Zwistigkeiten zu bestehen hatte, stellt er dem Toten das beste Zeugnis aus, nennt ihn einen Fürst von hohem Geistesgaben, rascher Auffassung, scharfem Urteil, großer Menschenkenntnis und strenger Einschätzung seiner künftigen Regentenspflichten. Im Nord sieht er das letzte Glied einer langen Kette, das Werk eines wohlorganisierten Anschlages, die Kriegserklärung Serbiens an Oesterreich-Ungarn. Er kommt nach Wien. Am 5. Juli empfängt ihn der Kaiser. Conrad äußert seine Ansicht von der Unvermeidlichkeit eines Krieges gegen Serbien. Der Kaiser: Ja, das ist ganz richtig. Aber wie wollen Sie Krieg führen, wenn alle über uns herfallen, besonders Rußland? Conrad: Wir haben doch die Rückendeckung durch Deutschland. Der Kaiser blickte Conrad fragend an und sagte: Sind Sie Deutschlands sicher? Er habe dem Thronfolger aufgetragen, in Konopischt vom deutschen Kaiser die Erklärung zu verlangen, ob wir auch in Zukunft unbedingt auf Deutschland rechnen können. Der deutsche Kaiser sei der Frage ausgewichen und die Antwort schuldig geblieben. Conrad: Eure Majestät, wir müssen aber wissen, wie wir daran sind. Der Kaiser: Gestern Abend ist eine Note an Deutschland abgegangen, in der wir klare Antwort verlangen. Conrad: Wenn die Antwort lautet, daß Deutschland auf unserer Seite steht, führen wir dann den Krieg gegen Serbien? Der Kaiser: Dann ja. Und nach kurzem Nachdenken: Wenn Deutschland uns diese Antwort aber nicht gibt, was dann? Conrad: Dann stehen wir allerdings allein. Wir müssen die Antwort aber bald haben, denn davon hängt die große Entscheidung ab. Weiter ist die Rede vom ermordeten Erzherzog. Der Kaiser: Er hat sich in der letzten Zeit zu seinem Vorteil geändert. Hat er Ahnungen gehabt? Ich mache mir Vorwürfe. Er hat mich gefragt, ob er nicht doch die Reise unterlassen solle. Conrad: Da können sich doch Eure Majestät keine Vorwürfe machen. Der Kaiser: Er hat mir gesagt, er scheue die große Hitze.

Conrad nimmt an den zwei gemeinsamen Ministerräten teil, deren Protokolle bereits seinerzeit veröffentlicht worden sind. Tizza fragt ihn über die Chancen des Krieges. Im Fall eines Kampfes gegen Rumänien, Rußland, Serbien und Montenegro wären die Chancen für uns nicht günstig, war die Antwort. Der Generalstabschef war sehr pessimistisch. Wir wurde es immer deutlicher, schreibt er, daß die Monarchie jener Lage entgegenstehe, die ich stets als die fatalste und daher durch präventives Handeln zu vermeidende bezeichnet habe. Das jahrelange Fögern hatte jetzt die von mir wiederholt als militärisch ungünstig erklärte Situation geschaffen, ihr war aber nicht mehr auszuweichen, sollte die Monarchie nicht überhaupt als Großmacht abhandeln. Zu Baron Leopold Clumechy äußerte er sich: Im Jahre 1908/09 wäre es ein Spiel mit aufgelegten Karten gewesen, 1912/13 noch ein Spiel mit Chancen. Jetzt ist es ein Banquetpiel. Zwei Wochen später bei Berchtold spricht dieser über seine Bejorgnisse wegen Italiens, worauf Conrad antwortete: Wenn wir Italien auch zu fürchten haben, dann mobilisieren wir nicht. Diese Antwort, fügt er in seinem Buch hinzu, entsprach meiner Ansicht, daß wir einem Krieg nach drei Fronten, Balkan, Rußland und Italien, nicht gewachsen seien.

**ERZGIESSEREI**  
Bronze- u. Metallwaren-  
Fabriks-A.-G.  
BRONZEPLASTIKEN, UHREN,  
GIRANDOLEN, VASEN, SCHREIB-  
GARNITUREN, SCHALEN, JAR-  
DINIERN, LAMPEN U. LUSTER  
**KUNSTSALON**  
I., KARNTNERSTR. 5

v. Steinbach so wenig als der Iseheimer Altar über Grünewald oder der Wolfgangaltar über Michael Pacher: ihre Person ist hier im Wesen verschwunden. Dichter und Denker teilen uns nur immer wieder Meinungen mit. Aber wovon sie bloß erzählen, was sie höchstens uns ahnen lassen, das Wesen selber gibt uns der Bildner im Gleichnis: um den lächelnden Mund des Apoll von Tenea schon spielen alle geheimnisvolle Griechenlands. Was wir den Geist einer Zeit, eines Volkes nennen, diese geheime, den Willen antreibende, das Schicksal bestimmende Kraft, läßt sich weder in Worte noch auch nur in Gedanken einfangen, so wenig als sich eine Landschaft durch Aufzählung ihrer einzelnen Stücke beschreiben läßt; in jedem einzelnen Stück von ihr ist eine Landschaft schon ganz, aber alle Stücke zusammen ergeben sie noch immer nicht, sondern was uns eine Landschaft unvergeßlich macht, das hängt über ihr, schwebt um sie, ruht auf ihr, überall und doch nirgends zugleich. Wer je von Heiligenstadt an Weinbergen hin nach Grinzing oder durch die Hellsbrunner Allee oder von Graposa den Agavenweg nach Nagusa gira, dem bleibt es für alle Zeit unvergessen, und wenn er nur diese Namen hört, steht das Erlebnis wieder in ihm auf, er atmet es wieder ein, aber in allen Sprachen der Welt kann er es nicht aussagen, das Geheimnis von Landschaften ist Worten unerreichbar. Und so hat auch Geist, der von einzelnen wie der von Völkern oder Zeiten, forsagen seine Landschaft. Wir kennen die Landschaften Goethes, seine persönliche mit den hellen Augen rheinischer Gegend wie dann auch noch wieder die besondern Werthers oder Sophiens oder der Wahlverwandtschaften, wir kennen die mild leuchtende Stifterlandschaft mit dem Silberstreif des Hochgebirges in der blauen Ferne, wir kennen die Bildnis der drohenden Einwärtsentwicklung des Rieses, aber sie liegen alle hoch über dem Wort. Und die qualende Sehnsucht des Deutschen, jetzt die Landschaft seines Geistes wiederzufinden, irrt, wenn er sie bei seinen Dichtern und Denkern sucht. Sie liegt auch bei Denkern und Dichtern, aber das Wort führt nicht hin. Wer sie nicht in sich selber hat, dem kann sie nicht gesagt, sie kann ihm nur gezeigt werden: im Bilde.

Zweimal ist deutscher Geist, ist das Geheimnis deutscher Art, ist die Landschaft des deutschen Gemüts völlig zum Wilde geworden: noch ganz unschuldig, ungeschult und ungewohnt den Bildhauern und Baumeistern der gotischen Zeit, und dann wieder, diesmal schon ganz bewußt, ja gewalttätig, in sichtlich Angst, ob denn die Kraft noch hinreichen wird, der überwachsenden Kunst der barocken Zeit. Enkel und Kinder redender Zeitalter, müssen wir freilich erst allmählich wieder lernen, die Zeichen der Augensprache zu verstehen. Der Redner sieht von der Erscheinung ab, sie gilt ihm für bloßen Schein, und erst wenn er sie welt ins Herbarium der Abstraktion gepreßt hat, meint er, die Verbläute, Entfärbte, Erlöschene gebrauchen zu können. Der gotische wie der barocke Künstler verfährt umgekehrt: ihm ist alles Lebendige noch nicht lebendig genug, er sucht es ins Ueberlebendige zu steigern, so setzt er dazu noch auch sein eigenes Leben ein und bläst es in die Flammen der Erscheinung. Barock ist gereizte, sich bedroht fühlende, sich zur Wehr setzende Gotik, es ist der Gegenstoß des Bildes wider das Wort, in ihm wird der Bildner aggressiv gegen den Redner. Auf den ersten Blick erkennen wir freilich die Gotik zuweilen im Barock kaum wieder, so turbulent gebärdet sie sich in ihm auf einmal. Aber es ist in der deutschen Gotik und im deutschen Barock dieselbe Landschaft des Geistes, nur dort noch im Mondschein inneren Friedens, hier im Wettersturm blutigen Sieges.

Sich deutschen Wesens zu vergewissern, meinen unsere Jünglinge, Fichte lesen zu müssen. Aber da qualmt es schon, Dunst des Düstens liegt auf ihm, man hört ihm an, mit welcher Ungebild ein eben erst kaum noch recht eingebürgerter Stamm beweisen will, schon völlig der unsere zu sein. Den Jünglingen wäre zu raten, sich lieber einmal den jüngst bestohlenen Kaisermarkter Altar anzusehen. Wer empfindet, wie da der heilige Wolfgang und der Christophorus nebeneinander stehen, der weiß fortan, was mit dem deutschen Wesen gemeint ist, er weiß davon mehr, als Menschenwort aussagen kann, er weiß es dann als Augenzeuge. Doch er kann sich solches Augenzeugnis auch am Pacher-Altar in St. Wolfgang oder in St. Sebaldus zu

Nürnberg oder in den Domen von Bamberg, Raumburg, Straßburg holen, überall in altdeutschen Landen; und gar nicht etwa bloß von Heiligen, sondern oft ist's ein Schäfer oder ein Henkersknecht oder, in Bamberg, der wilde Neiler oder in der Stephanskirche jener Steinmey unter der Kanzel, in dessen Zügen der ganze Wille deutscher Art eingeschrieben steht. Ja, wir haben es jetzt noch bequemer, wir haben jetzt ein Bilderbuch der inneren deutschen Landschaft in gotischer Zeit, in dem, wer in der Verwirrung der kläglichsten Gegenwart irre wird am deutschen Geist, zu Trost und Stärkung nachschlagen kann, was wir sind und was uns bleibt: auf hundertfünfundsechzig Tafeln ist in den zwei Bänden von Fried Lübbedes „Plastik des deutschen Mittelalters“ die ganze Fülle deutscher Innigkeit und Wildheit, verschämter Anmut, stiller Demut, heimlicher Wehmut, aber auch ungestüme Streitsucht, herrischer Willkür und jener unseligen, am liebsten gegen den Landsmann wütenden Nechtshaberei versammelt. Das herrliche Buch ist im Verlag R. Piper zu München erschienen, der durch dieses Wagnis aufs neue sein unerschütterliches Vertrauen auf unsere Zukunft zeigt. Wir verdanken ihm das unvergessliche Werk über Grünewalds Iseheimer Altar, wir verdanken ihm Georg Dehios Straßburger Münster und Bamberger Dom, Dvoraks Kunstgeschichte als Geistesgeschichte, Worringers Formprobleme, wir verdanken ihm Verdens und Meyers Prachtwerk über Tintoretto, wir verdanken ihm Hausenstein's Atlanten der Kunst, bisher fünf Bände, über Tafelmalerie der deutschen Gotik, die Bildnerie der Gotiker, die Malerei der frühen Italiener, romanische Bildnerie, Tafelmalerie der alten Franzosen, in Vorbereitung Bernauer, Rubens, Rembrandt, die frühesten Nymphenstücke, altbayerische Malerei, klassischen Geist. So dürfen wir ihm zunutzen, daß er uns zu seiner Plastik des deutschen Mittelalters auch das notwendige Gegenstück nicht schuldig bleiben wird: die Plastik des deutschen Barocks. Nahre ist's her, seit mir zum erstenmal der Zauber des Barocks anfing: es hat mich erst mit mir selber bekannt gemacht, aber nun mußten dann noch wieder Jahre verwehen, bis ich seinen Sinn durchschauen lernte. Zunächst schien es mir nur die Vermählung

Conrad war für die Abrechnung mit Serbien. Er war es trotz seiner Ueberzeugung von den besondern Schwierigkeiten des Augenblickes, die eben in der Ungewissheit über die Gegner, wie in der über die Verbündeten lagen. „Oesterreich-Ungarn“, sagt er, „musste darauf gefasst sein, daß die Feinde den serbischen Konflikt zur langgeplankten großen Tat bemühen würden. Konnte es aber darauf hoffen, daß sich seine Chancen in der Zukunft bessern würden? Sicherlich nicht. So wie die Dinge 1914 standen, war der Entschluß zum Kriege gegen Serbien gerechtfertigt, ja unvermeidlich.“ Dann aber wieder auf die völlige Unklarheit der Lage hinweisend, sagt Conrad: Wohl nie ist ein Krieg unter so verzerrten Verhältnissen begonnen worden, wie diese 1914 für Deutschland und Oesterreich-Ungarn vorlagen. In den Weltkriege denkt anfangs niemand ernsthaft. So wenig ist man über die wahre Lage in Russland informiert, daß man noch immer glaubt, daß die Russen es nicht ermit meinen mit ihren Drohungen und daß man sie durch diplomatische Maßnahmen und Resignation vom Konflikt abhalten könne. Erst am 29. Juli, dem Tag der Bekanntgabe der russischen Teilmobilisierung, notiert Conrad, daß die Hoffnung immer mehr verblaßt, Russland habe es auf eine bloße Drohung abgesehen, und daß sein Aufstehen kaum mehr einen Zweifel darüber läßt, daß es den Moment gekommen erachte, den Krieg gegen Oesterreich-Ungarn und somit den allgemeinen Krieg ins Rollen zu bringen.

Wir halten am 30. Juli. Dieser und der nächste Tag sind entscheidend. England hat den Vorschlag der Vermittlung zu viert gemacht. Oesterreich solle Belgrad besetzen, rät auch der deutsche Reichskanzler, und die Vermittlung nicht ablehnen. Alles das ist bekannt. Bekannt ist auch, daß die Vermittlung letzten Endes an dem russischen Verhalten, an der Eile der Petersburger Kriegspartei scheiterte. Aber unklar war bisher, warum man in Wien nicht doch noch diese letzte Möglichkeit ausnützte, um auch den leistungsschein der Starrheit zu vermeiden. Berchtold, der Kriegsminister und Conrad gingen am Mittag des 30. Juli zum Kaiser. Ich erklärte, sagt Conrad, daß wir die Feindseligkeiten gegen Serbien jetzt, da alles im Zuge sei, nicht einzustellen können; bei der Stimmung der Armee sei dies nicht möglich. Man müsse dies Deutschland sagen. Mobilisiere Russland, dann müssen wir auch mobilisieren! Berchtold: Das kostet Millionen. Ich: Die Monarchie steht auf dem Spiel. Berchtold: Wenn die Armee in Galizien steht, wird es doch zum Krieg mit Russland kommen. Ich erwiderte, daß, wenn die Russen uns nichts tun, wir ihnen auch nichts zu tun brauchen. Mir wäre es unverantwortlich erschienen, in Anbetracht der bereits unzweifelhaften russischen Mobilisierung die Hände in den Schoß zu legen und die eigene Mobilisierung zu unterlassen. Die Konferenz beim Kaiser ergab also als Resultat: Der Krieg gegen Serbien wird fortgesetzt; auf den englischen Vorschlag wird in sehr verbindlicher Form geantwortet, ohne ihn in meritorischer Hinsicht anzunehmen. Die allgemeine Mobilisierung wird am 1. August angeordnet, doch wird noch am 31. Juli darüber gesprochen werden. Noch war also Zeit für irgendeine Wendung und tatsächlich bemühte sich der deutsche Kaiser aufs äußerste um sie. Um 8 Uhr abends traf in Schönbrunn ein neues Telegramm von ihm ein und zugleich telegraphierte einer der militärischen Vertreter Oesterreichs in Berlin nach einem Empfang durch General Moltke, man möge nicht Russland Krieg erklären, sondern den Angriff Russlands abwarten.

Aber am nächsten Tag ergab sich ein anderes Bild. Conrad wurde zu Berchtold gebeten. „Ich habe Sie herbitten lassen, weil ich den Eindruck hatte, daß Deutschland zurückweicht. Nun habe ich aber von maßgebendster militärischer Stelle beruhigendste Erklärungen.“ Conrad brachte ins Ministerium des Äußern ein soeben eingelangtes neues Telegramm mit Moltkes und einen Bericht des Berliner Militärattachés mit, die beide (wir haben sie bereits in unserem vorerzählten Leitartikel angeführt) zur sofortigen Mobilisierung gegen Rus-

land anrieten und die deutsche Mobilisierung in Aussicht stellten. Der englische Vermittlungsschritt sei abzulehnen. Es wurde dann beschlossen, beim Kaiser die Anordnung der allgemeinen Mobilisierung zu erbitten. Rückblickend hat Conrad zwei Tage später, am Abend des 1. August, in einem Brief an Moltke die Entwicklung noch einmal kurz dargelegt: Die auf den direkten Abfall unserer südbalawischen Gebiete mit den verwerflichen Mitteln arbeitende Propaganda zwang uns zum Krieg gegen Serbien. Wir gedachten ihn ohne weitere Komplikationen lokalisiert führen zu können. Das Bestreben aller Mächte nach Lokalisierung bestärkte uns darin. Weiter: Es war zu hoffen, daß Russland, nachdem es seine südlichen Militärbezirke mobilisiert hatte, durch die österreichische Gegenmobilisierung in Galizien verbunden mit dem energischen diplomatischen Druck der anderen Mächte, insbesondere Deutschlands, von einer feindlichen Aktion gegen die Monarchie abgehalten, dieser also die Möglichkeit gegeben würde, die Aktion gegen Serbien durchzuführen. In der Idee der Offensive gegen Serbien mußte man so mehr festgehalten werden, als Oesterreich sich nicht dem aussetzen konnte, daß Russland es durch eine bloße Drohung von der begonnenen Aktion abzieht. Als Russland dann seine Mobilisierung verallgemeinerte, mußte Oesterreich infolge der Auffassung, daß Deutschland zwar im Falle eines russischen Eingriffes auf die Monarchie seiner Bundespflicht nachkommen würde, daß es aber einen großen Krieg lieber vermeiden wolle, dabei bleiben, die Aktion gegen Serbien fortzusetzen und den Schutz gegen Russland den in Galizien stehenden Truppen, den deutschen Drohungen und der Einwirkung der übrigen Mächte zu überlassen. Erst am 31. Juli kam plötzlich die bezügelte Erklärung Deutschlands, daß es nun selbst gewillt sei, den großen Krieg gegen Russland und Frankreich durchzuführen. Dies ergab eine ganz neue Lage. So weit der Brief Conrads. Aus dieser ganzen Darstellung geht klar hervor, welche große Wirkung und welche entscheidende Rolle der Depesche Moltkes zukam, die ihrerseits durch die Nachrichten über die Vorbereitungen in Russland herbeigeführt worden war.

Von England war noch immer nicht die Rede. Noch am 3. August erklärte Berchtold zu Conrad, England würde zuwarten, bis ein großer Schlag gefallen sei. Das war wohl die äußerste Ahnungslosigkeit. In den Gesprächen im Ministerium des Äußern spielte damals schon die Frage wegen Konzeptionen in Südtirol eine Rolle. Unmöglich! erklärte Conrad, und wies mit Recht darauf hin, welche Rückwirkung ein solcher Entschluß auf die Tiroler Truppen üben würde, und wie eines der allerbesten Korps, das 14., dadurch mit einem Schlag in seinem innersten Gefühl schwer getroffen worden wäre. Ein zweiter Gegenstand war die Frage der Verwendung der Flotte. Durch Konteradmiral Raiss war der Vorschlag gemacht worden, die Flotte ins Schwarze Meer zu senden. Admiral Hans, darüber befragt, erklärte die Sache für unausführbar, was Berchtold ihm sehr verübte. Auch Kaiser Wilhelm setzte sich für diese Kontingentspedition ein und meinte zu dem Militärbevollmächtigten Grafen Stürgkh, unsere Flotte, ob fertig ausgerüstet oder nicht, müsse sich sofort nach Konstantinopel und durch den Bosphorus ins Schwarze Meer begeben, um dort die russische Flotte aufzusuchen und zu vernichten. Ueber die Rolle Kaiser Franz Josefs sagt Conrad zusammenfassend: Ich muß es zurückweisen, wenn jemand, wer immer es auch gewesen sei, direkt oder indirekt Kaiser Franz Josef vorwerfen wollte, den Weltkrieg verursacht zu haben. Er hat den durch Serbiens Gebaren unermesslich gewordenen Entschluß zum Krieg gegen Serbien mit dem ganzen Ernst und dem tiefwurzelnden Pflichtgefühl gefaßt, das seinem Wesen eigen war, in vollem Bewußtsein der Schwere des Entschlusses. Eine feindliche Absicht gegen Russland lag ihm dabei völlig fern. Tief verbittert und enttäuscht über das Vorgehen von Oesterreich-Ungarns Feinden, vollkommen im reinen, wohnen deren Mächenschaften zielten, und wohl wissend, was auf dem Spiele stand, doch überzeugt von der Unvermeidlichkeit des durch Serbien rücksichtslos provozierten Schrittes, äußerte in dieser Zeit Seine Majestät zu mir: Wenn die Monarchie schon zugrunde gehen soll, soll sie wenigstens anständig zugrunde gehen! Es war, fügt Conrad hinzu, die verzweifelte Entschlossenheit, eines von den Feinden seines Reiches zum Äußersten getriebenen greifen Regenten.

Am 1. August verläßt das Hauptquartier Wien. Beim Abschied vom Kaiser sagt dieser zu Conrad: Gott gebe, daß alles gut geht, aber auch wenn es schief gehen sollte, werde ich durchhalten. Die Armee

ist indessen gegen Russland instruiert. Noch im letzten Augenblick hat man den alten Operationsplan umgeändert und den Aufmarsch auf die mehr rückwärts gelegene Linie San-Dujez verlegt. Im Frühjahr 1914 hatte Conrad diesen neuen Plan ausgearbeitet gehabt, und nach dem Mord von Sarajewo war der ganze Aufmarsch in diesem Sinn umgearbeitet worden, eine Aufgabe, die gerade am ersten Mobilisierungstag beendet war. Dabei blieb jedoch die besondere Lage von Lemberg berücksichtigt, und die Stadt sollte nach Bestreben des Kommandanten des 11. Korps zunächst gehalten werden. Uebrigens hatte, wie Conrad ausführte, ihn schon im Frieden, wenn er den möglichen Verlauf eines Krieges mit Russland erwog, auch die Idee beschäftigt, durch eine gegen Nordost gerichtete und eine gegen Ost gerichtete Front die Russen zwischen zwei Fronten zu bringen und abwechselnd dann, je nach Gunst der Lage, die eine zur Defensiv, die andere zur Offensiv auszunutzen. Der Gedanke, sagt Conrad, war naheliegend, aber es kam darauf an, ihn auch im Krieg zur Tat werden zu lassen. Dieser Entschluß, den Erzherzog Friedrich billigte, hat die Keime zu den siegreichen Schlachten von Limanowa-Sapanow und von Larnow-Gorlice gelegt. Ueber Erzherzog Friedrich spricht Conrad mit dem größten Lob. Er habe den höchsten Takt bewiesen und den ruhigen Gang der Führung gefördert. Zum Unterschied davon, läßt er durchblicken, begannen unter Kaiser Karls Oberkommando äußere Einflüsse sich geltend zu machen und Intrigen ihr Spiel zu treiben. Daß es auch vorher an Intrigen nicht gefehlt hatte, erfahren wir am besten aus dem Briefwechsel zwischen Conrad und Baron Volfras, der viele interessante Stellen enthält. Einmal übrigens, als Conrad persönlich zum Kaiser nach Schönbrunn gekommen war, sagte ihm der alte Kaiser selbst: „Sie glauben gar nicht, wie hier in Wien intrigiert wird, auch gegen Sie.“ Ich erwiderte: „Eure Majestät, ich weiß es, aber ich kümmere mich nicht darum“, worauf Se. Majestät rasch einfiel: „Das ist auch das Beste, was Sie tun können.“

In den Briefen an Volfras klagt Conrad oft über die Haltung der Deutschen, die ihre Sonderinteressen in den Vordergrund stellen und ihren Westkrieg, wie er sich ausdrückt, auf unsere Kosten führen. Die Folge davon ist, schreibt er am 5. September, daß wir uns bei Lublin verbluten und die brave erste Armee sogar gezwungen sein wird, zurückzugehen. Ferner, daß die Russen überhaupt mit ganzer Uebermacht über uns herfallen. Dies und die Tapferkeit und Hartnäckigkeit unserer Gegner erklärt die großen Verluste unserer Truppen und was damit zusammenhängt auch des Materials. Wenngleich ich gerne gebe, daß auch das durch Feuer nur spärlich vorbereitete Losgehen an den Verlusten Schuld trägt. . . Das sind die Sünden unserer Anwesenheit im Frieden. Reht läßt sich dies nicht plötzlich ändern und am gefährlichsten wäre es, der Truppe den Glauben zu verbieten. Viele Klagen gehen über die Haltung einzelner Kommanden. Dies ist wohl das traurigste Kapitel, schreibt der Marschall an Volfras. Es treten hier Erscheinungen, und zwar nicht vereinzelt zutage, die ich in diesem Maße nicht für möglich gehalten hätte, teils Energielosigkeit und gänzliche Machtlosigkeit gegenüber den Untergebenen, teils gänzliches Versagen der Nerven im Kampfe und überhaupt in der Gefahr komplettes Zerschlagen der Truppen seitens der Kommandanten und daher volles Versagen der Truppe. Unter solchen Umständen einen halbwegs sicheren Kalkül zu machen, ist natürlich unmöglich. Man muß es selbst durchmachen, um zu wissen, was es heißt, mit einem Instrument zu arbeiten, das einem unter der Hand zerbricht. Aber das sind einzelne Ausschreie, und das Endurteil über die letzte Armee Oesterreich-Ungarns, gefällt durch ihren letzten hervorragenden General, lautet doch: Sie war die beste, die die alte Monarchie jemals ins Feld gestellt hatte, und sie stand an kriegerischem Geist keinem feindlichen Heere nach. Das Buch General Conrads ist, auch ohne daß er es ausdrücklich sagt, dieser Armee gewidmet, ihren Kämpfen und ihrem Sterben. Es fordert an mancher Stelle zum ernststen Widerspruch heraus, aber es gibt im ganzen ein erschütterndes Bild von der Hand eines trotz mancher, oft kritizierter Mängel bedeutenden Mannes, der seinem Vaterlande treu gedient hat.

Dr. Ernst Molden.

**Die Steuerfreiheit für Bauführende.**

Von Zivilingenieur **Ottomar Stern**.

Baubirektor der Allgemeinen Oesterreichischen Baugesellschaft.

Das Gesetz über die Steuerbegünstigungen für Neubauten steht unmittelbar vor seiner parlamentarischen Erledigung.

Soll das Gesetz nicht auf die mit den Banken vereinbarte Anwendung (im besten Falle für einige hundert Kleinwohnungen oder deren Äquivalent in größeren Wohnungen) beschränkt bleiben, dann müßten mindestens folgende Änderungen Platz greifen:

1. Eine Abschreibung bis zu 7 1/2 Prozent der eigenen Bauinvestition von der jährlichen Steuerpflichtigkeit und nicht von der Bemessungsgrundlage, und zwar ohne Befristung auf zehn Jahre, sondern bloß unter Begrenzung der Gesamtabschreibung auf 75 Prozent der wirklichen baren Bauinvestition.
2. Erweiterung der Anwendungszeit auf alle binnen zwei Jahren in Angriff genommenen Wohn- und Geschäftshausbauten, welche binnen weiterer zwei Jahre benutzbar vollendet werden. Ueberdies wäre zu befürworten die Aufnahme folgender vom Baugewerbe seit langem propagierten Gedanken:
3. Einbeziehung solcher Bauinvestitionen, durch welche der Verfall von bestehenden Wohnungen verhütet wird.
4. Ausschreibung jener Gewinne aus der Steuerbemessungsgrundlage, welche nachweislich aus Anlaß von für die Baugeldbeschaffung vorgenommenen Effektenverkäufen erzielt wurden.
5. Amnestierung und Nachbesteuerungsverzicht für die durch Bauaufwand zum Vorschein kommenden Steuerentziehungen früherer Jahre.

Paris 1900  
GRAND PRIX



Paris 1900  
GOLD, MEDAILLE

**A. FÖRSTER**

**Luxusgalanteriewaren**

**Innendekoration**

**Antiquitäten—Alt-China**

**I., Kohlmarkt 5.**

von Nord und Süd. Erst Berninis weltgeschichtlich symbolischer Besuch beim französischen Hof lehrte mich erkennen, daß es Restauration ist. Immer sehen wir den hohen Zeiten strenger Bindung an Gesetz, Maß und Ordnung schwache des Eigensinns, der Willkür und ohnmächtigen Frevels folgen, wo die Form zergeht; Kunstgeschichte ist wirklich die ewige Wiederkehr des Gleichen. Aber wenn nun eine Form zerbricht, merkt das nachwachsende Geschlecht bald, daß es sie nicht entbehren kann. So wird es zunächst romantisch; als Romantik tritt die Sehnsucht nach der verlorenen Form auf, solange sich das neue Geschlecht noch selber ohnmächtig einer eigenen Form fühlt. Erst wenn es stark genug ist, aus sich, was die Väter zerstörten, wieder herzustellen, wird die leere Sehnsucht zur schaffenden Tat, und indem es entschlossen nach der Vergangenheit greift, merkt es gar nicht, daß sie in seinen Händen zur Zukunft wird. Barock ist Wiederkehr des Mittelalters, nur sieht darin das Mittelalter nach seiner Auferstehung plötzlich ganz anders aus, man merkt ihm an, daß es den Tod überwunden hat. Es kommt aus einem Grab, am ganzen Leibe noch zitternd von Todesqual, es kann sich gar nicht genug tun an Beweisen, daß es nun wirklich wieder leben darf, und mit Schreien fast noch ungläubigen Entzückens stürzt es über die vermeintlich schon für ewig verschwundenen Freuden des holden Daseins her, sie mit allen Sinnen abküssend in unersättlicher Sehnsucht. Das Mittelalter hat Sinn, Ordnung und Gesetz in aller Unschuld gehabt, es konnte sich das Leben ohne sie gar nicht denken. Barock aber weiß aus Erfahrung, was, wenn die bindenden und bildenden Mächte schwinden, aus der Welt wird: ihm klopfet noch das Herz davon. Uns lehrt jetzt jeder Tag dieses Herzklopfen des Barock besser verstehen. Der reichen Literatur über Barock fehlt nur noch ein zusammenfassendes Werk, ein für unsere Zeit endgültiges, das, als rechtes Gegenstück zu jener Plastik des Mittelalters, mit Worten möglichst sparsam, was die Plastik des deutschen Barocks sehen läßt. Vielleicht dürfen wir es von Wilhelm Hausenstein erhoffen. Er hat schon einmal ein kluges Buch über Barock geschrieben, er wäre der Mann, uns in die Geisteslandschaft des deutschen Barocks zu führen.